



**»ES IST
NOCH
LANGE
NICHT
VORBEI«**

**Tschernobyl:
30 Jahre
danach**

Urs Fitze

Bald drei Jahrzehnte sind seit dem Super-GAU von Tschernobyl vergangen. Das wahre Ausmaß der Katastrophe zeigt sich erst jetzt. Die zum Naturparadies verklärte Sperrzone ist für die Lebewesen eine radioaktiv strahlende Hölle. Von den Hunderttausenden vor allem jungen Soldaten, die bei den Aufräumarbeiten nach der Katastrophe eingesetzt worden waren, lebt noch die Hälfte.

Heerscharen von Kleinen Füchsen sonnen sich an der dunklen Holzwand und schaffen mit ihren leuchtend orangen Schmetterlingsflügeln einen hübschen Kontrast. Ein Hahn, so schön, dass man ihn malen möchte, stolziert durch den Garten. Eine hungrige Katze schaut neugierig ums Eck. Die letzte Frische des Morgens zerrinnt. Es wird ein heißer Frühsommertag. Es ist still. Nur aus der Ferne ist das Rufen eines Kuckucks zu hören. Eine kleine, gedrungene Frau tritt aus dem Blockhaus. Die leuchtenden Fensterrahmen in hellem Blau locken das Licht durch die schmalen Schlitze ins Innere. »Holt Wasser. Ich will kochen«, ruft die Alte. Sie will nur Babuschka, Großmutter, genannt werden. Der Ziehbrunnen steht im Schatten eines riesigen Baumes, der wie ein Wachturm über das Grundstück ragt. Er fördert ein fauliges, von Sand durchsetztes Wasser zutage.

Rund um diese Idylle ist nichts mehr, wie es einmal war. Das Dorf Zamoshnya liegt in der 30-Kilometer-Sperrzone um den zerstörten Block 4 des AKW Tschernobyl. Die Bevölkerung wurde einige Wochen nach der Katastrophe, am 26. April 1986, evakuiert. Auch Babuschka musste weg. Doch sie kam nach zwei Jahren zurück und blieb. Die Behörden hatten versichert, im Dorf sei die Strahlung ungefährlich. Das ist nicht ungewöhnlich. Die Radionuklide aus dem Reaktor verteilten sich nach dem Zufallsprinzip, Wind und Wetter spielten dabei die Hauptrolle. So blieben einige Dörfer weitgehend verschont und konnten nach einer Dekontaminierung wieder besiedelt werden. Doch nur die wenigsten kamen. Was hätten sie hier auch tun sollen? Es gab nichts mehr, was sie hätte ins Brot setzen können: Das Vieh war geschlachtet und, weil kontaminiert, verscharrt, Wiesen und Äcker zu Geröllhalden verkommen, Schulen, Behörden und Betriebe waren längst geschlossen. Babuschka kehrte mit einigen anderen Dorfbewohnern zurück ins Leben ihrer Vorfahren: einfache Bauern, die sich weitgehend selbst ernährten. Vor dem Super-GAU hatte sie auf der Kolchose gearbeitet, die das ganz Dorf mit Arbeit versorgte. Heute ist sie zusammen mit ihrer gelähmten Schwester die Letzte dieser kleinen Schar. Sie sei gesund, es gehe ihr bestens, versichert sie gleich. Und der Fisch, den sie für ihre Gäste zubereiten werde, stamme nicht aus der Zone: »Freunde haben ihn mir gebracht.«

Die 82-Jährige lebt seit Jahrzehnten in dem Haus. Innen ist es dank eines Lehmverputzes angenehm kühl. Es fließt Strom, und auch das Mobiltelefon von Babuschka hat Empfang. Wann genau sie eingezogen ist, weiß sie nicht mehr. Zu viel muss passiert sein in ihrem Leben, das in einer Zeit begann, als auf Stalins Geheiß die Ukraine, die Kornkammer seines sowjetischen Reiches, in den Jahren 1932 und 1933 ausgeplündert wurde, um den Bauern den Willen zu brechen und eine Zwangskollektivierung durchzusetzen. Selbst das Saatgut wurde beschlagnahmt. Eine katastrophale Hungersnot war die Folge. Millionen Menschen kamen um.¹ Babuschka überlebte. Auch den Zweiten Weltkrieg überstand sie, die deutschen Besatzer und deren völkermörderische Blutspur, gerade in der Region um die nahe Bezirkshauptstadt Tschernobyl, wo fast die Hälfte der Bevölkerung jüdische Wurzeln hatte.² Ihre Mutter habe sie und ihre Schwester im Stich gelassen, als sie gerade einigermaßen selbständig geworden sei. Das muss noch im Krieg gewesen sein. Seither lebe sie in diesem Haus. Es kamen gute Jahre. Die Sowjetunion der Nach-Stalin-Zeit. Die Arbeit auf der Kolchose des Dorfes, das Haus, der Garten, die Liebe, der ein schon als Kleinkind verstorbener Sohn entsprang.

Der draußen im Garten mit einem Küchenmesser entschupperte und filetierte Fisch schmeckt köstlich, die selbst gezogenen Kartoffeln sind mit frischem Dill veredelt. Dazu reicht sie in Essig eingelegte Pilze, »garantiert nicht verstrahlt«. Ob sie es nicht besser weiß? Wer hier Pilze sammelt und verspeist, gefährdet seine Gesundheit. Schon auf nur leicht radioaktiv kontaminierten Böden bauen die Pilze die Radionukleide in ihre Fruchtkörper ein und werden zu erheblichen Strahlungsquellen. Auch die in Zucker gekochten Erdbeeren sind frisch aus dem schönen, sehr gepflegten Garten, den Babuschka nach dem Essen stolz zeigt. Dass sie sich ihren Weg zwischen zwei eingestürzten Häusern bahnen muss, nimmt sie kaum mehr wahr. Die zerbröckelnde Bushaltestelle gegenüber ihrem Haus, wo seit bald drei Jahrzehnten kein Bus mehr gehalten hat, ist längst Teil ihres Alltags. Natürlich darf der selbst gebrannte Wodka nicht fehlen, den es nach Landesbrauch in einem Zug zu trinken gilt.

Die Natur hat freies Spiel

Ein Spaziergang durch die Stille des Dorfes. Mächtige Bäume säumen das Teersträßchen. Die längst ausgeräumten Häuser verschwinden in einem sich ausbreitenden, jungen Wald. Manche sind schon halb verfallen, manche haben die Schönheit ihres schlichten Baustils bewahrt. Warten sie darauf, dass die wiederkehren, die sie einst mit Leben erfüllt haben? Ein Kriegerdenkmal im Schatten einer wild wuchernden Baumgruppe erinnert an die Gefallenen des Zweiten Weltkrieges. Die Plastikblumen, die es schmücken, verwelken nie. Das Schulhaus aus Stein. Die Treppen zum Eingang sind mit Unkraut überwachsen. Die Tür ziert ein Rundfenster, das noch Reste einstiger Bemalung zeigt. Ein Teil der Decken ist eingestürzt. Draußen auf dem mit hohem Gras überwachsenen Schulhof machen es sich junge Birken bequem. Nur wenige Meter dahinter beginnt der Sumpf. Die Natur hat freies Spiel. Es bleibt still.

Die weiten Felder, auf denen einst das Vieh graste, sind zu Steppen geworden, auf denen sich Buschwerk und junge Bäume ausbreiten. Auf den sauren Waldböden gedeihen Waldkiefern mit ihren mächtigen, mediterranen Kronen. Daneben kommen auch große Laubmischwälder vor. Ein Baummeer säumt die Straßen, die wegen des Brandschutzes nach wie vor unterhalten werden. Denn ein Waldbrand könnte die im Erdreich allmählich absinkenden Radionuklide wieder freisetzen. Wissenschaftler haben herausgefunden, dass das Herbstlaub nur teilweise zersetzt wird. Es mangelt an Mikroorganismen, Insekten und Würmern. Die Gründe für den Rückgang sind nicht bekannt – der Schluss, dass die Strahlung auch diesen Lebewesen zusetzt, liegt allerdings nahe. Auch die Waldkiefern bleiben nicht verschont. Manche Stämme sind zu bizarren Gebilden deformiert. Ein Stamm verzweigt sich auf Kopfhöhe zu einem hydraartigen Gebilde, die Rinde leuchtet hell- statt dunkelbraun; ein anderer zeichnet in drei Metern Höhe einen Kreis in die Luft, um dann schräg nach oben weiterzuwachsen und schließlich zu verenden. Ob sich hier im Boden einer der gefährlichsten Stoffe überhaupt findet: Plutonium-239? Schon win-

zigste Mengen töten einen Menschen – vorausgesetzt, das giftige, strahlende Schwermetall gelangt etwa über die Atemluft in seinen Körper. Die Strahlung selbst durchdringt nicht einmal die menschliche Haut. Doch es wird noch schlimmer kommen. Im Atomkraftwerk Tschernobyl wurde, in weit größerer Menge, auch Plutonium-241 produziert. Es ist – vergleichsweise – harmlos und mit einer Halbwertszeit von 14,4 Jahren baut es sich im Vergleich zu Plutonium-239 (Halbwertszeit 24 000 Jahre) viel rascher ab. Doch das Zerfallsprodukt, Americium-241, ist potenziell noch gefährlicher als Plutonium-239, denn Americium-241 schickt sich gerade erst an, seine Wirkung zu entfalten. Als Gammastrahler durchdringt es sogar Betonwände. Ende des 21. Jahrhunderts wird es noch über Jahrhunderte voll wirksam sein. Die Halbwertszeit beträgt 432 Jahren. Dann wird es vielleicht Sperrzonen in der Sperrzone geben, deren Betreten unmittelbar lebensgefährlich sein kann. Nicht nur dort. Auf illustrierten Karten der Behörden, die die Verseuchung mit Plutonium-239 anzeigen, sind weit größere Gebiete betroffen, unter ihnen auch die Millionenstadt Kiew. Am Horizont ein Hügelgrab: der neue, 100 Meter hohe, tunnelförmige Sarkophag. Er soll 2017 die zunehmend löchrig werdende, im Eiltempo und unter katastrophalen Bedingungen errichtete Hülle ersetzen, die die strahlende Ruine des zerstörten Atomkraftwerkes abschirmt.

Trügerisches Paradies

Die Umweltorganisation *Greenpeace* beschreibt die Sperrzone als neue Wildnis, in der die Natur sich mit ungestümer Kraft ihren angestammten Platz zurückerobert. Von einst ausgerotteten Wölfen und Seeadlern, die das Gebiet wieder besiedeln, ist die Rede. Sie verwandelten, zusammen mit ausgewilderten Wisenten und Wildpferden, die Sperrzone in ein Paradies.³ Doch das ist nicht einmal die halbe Wahrheit.

Das Betreten der Sperrzone ist verboten. Die Überwachung ist so lückenhaft und die Bewacher sind so korrupt, dass Wilderer und Plünderer tun und lassen können, was sie wollen. Die wenigen,

wahrscheinlich durchziehenden Wölfe, die es in den verstrahlten Wäldern tatsächlich gab, sind längst abgeschossen worden, weil sie angeblich eine Bedrohung für die wenigen verbliebenen Bewohner waren. Auch Babuschka hat ihr Heulen gehört und sich gefürchtet – eine in einem Meer von Radioaktivität absurde Angst vor einem Raubtier, das selbst niemanden mehr fürchtet als den Menschen. Alles, was sich irgendwie noch zu Geld machen ließ, namentlich Metalle aller Art, ist längst aus der Sperrzone abtransportiert worden. Nur die Katastrophentouristen, die sich nicht gut genug auskennen, werden gehörig zur Kasse gebeten, um dann von schlecht geschulten Führern den Sarkophagen und die Geisterstadt Prypjat gezeigt zu bekommen. Sie erinnert den Besucher unweigerlich an die Kulissen von Endzeit-Filmen, die die Welt nach dem atomaren Krieg zeigen. Die Gebäude dürfen sie nicht betreten, die Straßen nicht verlassen.⁴ Man muss schon so unverfroren sein wie der Besitzer eines Kiewer Nachtclubs, der einen verstrahlten, nach dem Einsatz vergrabenen Helikopter ausbuddeln und abtransportieren lassen wollte, um damit sein Lokal zu schmücken, bis die Behörden reagierten. Die gesamten Gerätschaften waren damals nach ihrem Einsatz am verstrahlten Reaktor vergraben worden. Doch nicht nur aus der Sperrzone, die knapp die Größe des Kantons Tessins erreicht, hat sich der Mensch weitgehend zurückgezogen. Auch in den umliegenden, stark von der Landwirtschaft geprägten Gebieten kam die Arbeit ums tägliche Brot praktisch zum Erliegen. Wer konnte, zog weg. Wer blieb, musste sich in einer kargen Existenz einrichten.

Der Evolutionsbiologe Anders Pape Møller vom *Centre National du Recherche Scientifique* in Paris sitzt im Schatten eines Apfelbaumes unweit des Checkpointes zur Sperrzone. Dort kann schon ein Tippfehler in den einzureichenden Dokumenten ausreichen, um den Zutritt zu verweigern. Dann helfen nur noch Kaffee oder Zigaretten als Schmiermittel. Es ist nur ein Steinwurf bis zum Waldrand, wo die Sperrzone beginnt. Eine alte Frau radelt in Zeitlupe vorbei, ein junger Mann stellt sein plärrendes Radio auf maximale Lautstärke, um sich dann an einem verrosteten Handwagen zu schaffen zu machen. Eine stattliche Schar Enten sucht

auf einem weiten, ummauerten Hof nach Futter. Es sind die letzten Nutztiere in dieser Kolchose. Ställe, Verwaltungsgebäude, Wohnhäuser, ein Verladekran, ein paar rostige Traktoren: Alles ist dem Zerfall preisgegeben. Ein rundes Jahrhundert soll es dauern, bis von einem verlassenem Gebäude nur noch die Fundamente übrig sind.

Jede 20. Rauchschnalbe mit Tumor

Møller reist seit 1993 jeden Sommer für ein paar Wochen nach Tschernobyl. Für den Dänen ist es ein einzigartiges Freiluftlabor. Er gilt als einer der weltweit führenden Experten für Rauchschnalben. Zehntausende hat er in seinem Forscherleben eingefangen, untersucht, beringt und wieder freigelassen, in der Hoffnung, sie eines Tages wiederzusehen, um Rückschlüsse über ihre Entwicklung zu ziehen. Rauchschnalben legen zwischen ihren Sommer- und Winterquartieren Zehntausende von Kilometern zurück. Sie sind typische Kulturfolger. In Viehställen nisten sie besonders gerne, denn dort findet sich ihre Leibspeise, kleine Fluginsekten, zuhauf. Die Landwirte wissen diese Ernährungsform zu schätzen und öffnen ihnen im Frühjahr bereitwillig die Stalltüre. Die Vögel mit den an einen Frack erinnernden, langen Schwanzfedern sind mit rund 20 Gramm wahre Fliegengewichte, pfeilschnell und wenig. Der Evolutionsbiologe fängt sie mit einem handelsüblichen Fischernetz, das er vor den offenen Eingang eines verlassenem Stalles spannt. In dem gut und gern 100 Meter langen Gebäude, in dem einst Hunderte Kühe gehalten wurden, nisten sie. Mit ruhiger Hand befreit er die zierlichen, im Netz hängen gebliebenen Vögel aus ihrer ungemütlichen Lage und steckt sie in Stoffsäcklein. Unter dem Apfelbaum werden Møller und sein Mitarbeiter zu Erbsenzählern. Es gilt, eine ganze Reihe von Parametern, vom Geschlecht über Gewicht bis zur Schwanzlänge, zu erfassen und auf ein Formular zu übertragen. Møller entnimmt auch etwas Blut und den Männchen Spermia, er zeichnet das Gefieder auf einem Blatt Papier nach. Schließlich beringt er sie. Das Prozedere dauert einige Minuten. Die Vögel lassen es stoisch über sich ergehen. Dann öff-

net Møller seine Hand. Die Freiheit ruft. Doch einige der Rauchschnalben verharren eine Weile unbeweglich, um urplötzlich mit kaum sichtbarem Flügelschlag in rasendem Tempo davonzufliiegen. Es ist ein letzter Test über deren Befindlichkeit. Fliegen sie nicht aus freien Stücken weg, interpretiert Møller dies als Hinweis für eine generelle Schwäche.

Die aufwändige Datenerhebung verfolgt ein Ziel: Herauszufinden, wie es um die Gesundheit der Rauchschnalben in der Nähe der Sperrzone bestellt ist. Denn nicht immer ist diese so offensichtlich wie beim Vogel, an dessen Bauch sich eine feste, stecknadelgroße Kugel ertasten lässt: ein Tumor. »Ich habe in Dänemark Zehntausende Rauchschnalben untersucht und dabei keinen einzigen Tumor gefunden. Hier leidet einer von 20 Vögeln an solchen Geschwülsten.« Diese extrem hohe Tumorräte ist eines einer ganzen Anzahl von Indizien, die nur einen Schluss zulassen: Die radioaktive Strahlung setzt den Rauchschnalben in einem erschreckenden Ausmaß zu. Etwa bezüglich der Fruchtbarkeit der Männchen. »Wir fangen Vögel in Zonen unterschiedlicher Strahlungsintensität ein«, erklärt Møller, »angefangen von Gebieten wie hier, außerhalb der Sperrzone, die nur eine geringfügig über dem natürlichen Niveau liegende Strahlung zeigen, bis zu den Hot Spots mit extrem hoher Strahlung wie dem ›roten Wald‹ in unmittelbarer Nähe des zerstörten Reaktors. Dort starben nach dem GAU die Bäume binnen weniger Tage ab. Die Resultate sind eindeutig: Je höher die Strahlung, desto geringer die Zeugungsfähigkeit der Männchen. Schon bei mittleren Strahlendosen sind viele unfruchtbar. Und das, obwohl sie ja nur vier bis fünf Monate im Jahr hier verbringen.« Sichtbare Zeichen der Strahlenschäden sind Verfärbungen des Federkleides und deformierte Schwanzfedern.

Betroffen sind alle Lebewesen

Es stimmt schon, was *Greenpeace* sagt: Die Natur erobert sich die vom Menschen weitgehend verlassene Sperrzone zurück. Doch von Paradies kann nicht die Rede sein. Es ist die Hölle, und ein

gigantisches Experiment am lebenden Objekt. Denn längst nicht nur die Rauchschnalben sind betroffen. Der kanadische Biologe Timothy Mousseau von der Universität South Carolina in Columbia in den USA hatte Ende der 1990er-Jahre aus wissenschaftlichem Interesse in Tschernobyl kleinere Studien zu den Folgen der Verstrahlung gemacht. Schon damals schienen die Resultate eindeutig zu sein: Fauna und Flora in der Sperrzone macht die Strahlung enorm zu schaffen. Doch nichts davon fand sich im 2006 anlässlich des 20. Jahrestags der nuklearen Katastrophe veröffentlichten Bericht der Umwelt-Expertenkommission der *Internationalen Atomenergie-Organisation (IAEO)*. Stattdessen ist von »blühenden Ökosystemen«⁵ die Rede. Die Sperrzone sei von der ukrainischen Regierung zum Wildnis-Habitat erklärt worden, »und so sieht es dort auch aus«. Mousseau war schockiert. Wie konnte es sein, dass eine Institution, die sich der wissenschaftlichen Seriosität verschrieben hat, eine solche Ignoranz an den Tag legte? Mousseau beschloss, die Forschung zu intensivieren. Zahlreiche Studien haben er und Kollegen seither veröffentlicht. Sie alle vertiefen das Bild einer kranken Natur, die nicht imstande scheint, sich an die so radikal veränderten Lebensumstände anzupassen.

»In den am stärksten kontaminierten Gebieten gab es viel weniger Kleinnager, man hörte kaum Vogelstimmen, und man sah keine Spinnennetze. Wir wollten herausfinden, ob das nur dort so sei. Und so haben wir ein Beobachtungsnetz aufgezogen, das auch weniger oder gar nicht kontaminierte Areale in der Sperrzone erfasst, um Vergleiche anstellen zu können.« Mutationsraten, genetische Schäden, Spermienqualität, Fruchtbarkeit von Männchen und Weibchen, Lebenserwartung, Altersdurchmischung oder Artenvielfalt waren weitere Kriterien. Das Resultat sei eindeutig, sagt Mousseau: »Die Artenvielfalt der Vögel ist in den stark kontaminierten Gebieten mit Jahresdosen um die 100 Millisievert⁶ halbiert, deren Zahl auf ein Drittel geschrumpft.« Doch schon bei deutlich niedrigerer Strahlung, die für Angestellte in Atomkraftwerken noch als zulässig erachtet wird, sind die Rückgänge hoch. Betroffen seien alle Lebewesen. Als er vor zehn Jahren außerhalb der Sperrzone nach Fruchtfliegen gesucht habe, sei er kaum fündig gewor-

den. Dann habe es ihm gedämmert. Nicht nur die Fruchtfliegen waren weg, es gab auch kaum mehr Früchte, kaum Bienen oder Schmetterlinge. »So begannen wir damit, sie zu zählen. Es waren viel weniger, als natürlicherweise zu erwarten wären. Bienen und Schmetterlinge sind schon bei einer Strahlenjahresdosis von 50 Millisievert verschwunden. Ein ähnliches Bild zeigte sich bei den Säugetieren. Und je tiefer wir in die Materie eintauchen, desto eindeutiger wird dieses Bild, sei es bei Pflanzen oder Tieren: Je höher die Strahlung, desto häufiger sind genetische Schäden, Missbildungen, verringerte Fruchtbarkeit, niedrigere Lebenserwartung, geringere Populationen und Artenvielfalt. Viele Arten sind ganz verschwunden. Die Mutationen werden vererbt, und es sieht danach aus, dass sie sich nicht nur über die Generationen anhäufen, sondern auch in Populationen außerhalb der Sperrzone auftreten.« Nicht alle Lebewesen leiden in gleichem Ausmaß. Einige erweisen sich als deutlich anpassungsfähiger, und es ist nicht auszuschließen, dass sie sich allmählich durchsetzen werden. Es wäre ein vom Menschen verursachter Selektionsprozess. Es könnte erst der Anfang gewesen sein. Denn strahlungsbedingte Mutationen entfalten ihre Wirkung noch über viele Generationen.⁷

Das Bild einer Natur, die sich selber zu helfen weiß, bleibt dennoch hartnäckig. Es wurde befördert durch den 2010 fertiggestellten Dokumentarfilm »Tschernobyl – Die Natur kehrt zurück«⁸ (»Tschernobyl, une histoire naturelle?«) des französischen Regisseurs Luc Riolon, der beim Betrachter genau diesen Eindruck erweckt. Der Autor hatte die Wissenschaftler mehrere Sommer lang begleitet, um schließlich praktisch alles auszublenden, was seiner These widersprach. Die Aufnahmen von Wildtieren wie Wölfe oder Bären, die es in der Sperrzone wieder zuhauf geben sollte, wurden in Deutschland gedreht und ohne weitere Angaben im Film verwendet, einer umstrittenen, von der Nuklearindustrie mitfinanzierten Studie an Mäusen, die angeblich eine erstaunliche Anpassungsfähigkeit an den Tag legen, viel Platz eingeräumt. Der Film ist unkommentiert regelmäßig auch im deutschsprachigen Raum zu sehen und trägt zum schiefen Bild eines postnuklearen Naturparadieses bei. Die Arbeit von Mousseau und seinen Forscherkol-

legen aus aller Welt ist derweil ständig auf der Kippe, weil die Finanzierung jedes Jahr aufs Neue zur Gratwanderung wird. »Dabei sind unsere Resultate eindeutig. Die Folgen der Verstrahlung werden unterschätzt. Bei Pflanzen, Tieren und wohl auch beim Menschen.« Doch eigentlich könne das niemanden überraschen, sagt Anders Møller. »Seit Madame Curie wissen wir ja, dass radioaktive Strahlung gefährlich ist. Doch niemand will davon hören. Ich hätte gescheiter meinen Vorsatz, die Krim zu besuchen, umgesetzt. Dafür ist es jetzt zu spät.«

Helden wider Willen

Vassili Alexejewitsch Marchinko ist nie mehr nach Tschernobyl zurückgekehrt. Er war damals dabei, und es treibt ihm noch heute die Tränen in die Augen, wenn er beschreibt, wie er am Tag nach der Katastrophe von der Arbeit im AKW nach Hause kam – und eine leere Stadt Prypjat vorfand. Niemand hatte ihn über die Evakuierung der 50 000 Einwohner informiert. Dabei hatte er die ganze Nacht nach der Katastrophe damit gerechnet. »Als ich aus dem Küchenfenster den violetten Feuerschein aus dem zerstörten Reaktor sah, war mir klar: Das Schlimmste war geschehen. Ein nukleares Feuer, eine Kettenreaktion unter offenem Himmel, kaum mehr zu löschen. Wir mussten weg.« Kein Auge hätten er und seine Frau zugetan, stattdessen die Koffer gepackt. Doch nichts geschah am folgenden Morgen. Alles schien wie immer zu sein. So bestieg Marchinko um halb sieben Uhr den Bus zum Kraftwerk. Er fuhr einen Umweg mit weitem Bogen um den zerstörten Reaktor. So musste er auf seinen gewohnten Spaziergang durch ein Wäldchen zu seinem Arbeitsplatz verzichten. Alles schien wie gewohnt. Nur sein Kollege wurde anderweitig eingesetzt. Dann wurden die Telefonleitungen gekappt. Seine Familie sah er erst Wochen später wieder. Sie war bei Verwandten in Donezk untergekommen. Prypjat war binnen Stunden zur Geisterstadt geworden. Die wenigen Zurückgebliebenen wurden aufgefordert, die Regale der Geschäfte zu räumen. Es wurde eine traurige, vom Alkohol vernebelte Nacht.

Der heute 67-Jährige wurde derweil vom Spezialisten für die Reinigung radioaktiver Abwässer im Kraftwerk zum »Liquidator«. 800 000 vorwiegend junge Soldaten wurden damals für die Lösch- und Aufräumarbeiten eingesetzt, darunter knapp 400 000 aus der Ukraine. Sie mussten unter extremsten Bedingungen, als es erst nach zehn Tagen gelungen war, das nukleare Feuer einzudämmen, eine neue Hülle für den zerstörten Reaktor bauen, der als Sarkophag in die Geschichte eingegangen ist und auf eine Lebensdauer von einem Vierteljahrhundert angelegt worden war. Inzwischen wird mit Geldern der EU, der USA und Russlands eine neue Hülle gebaut. Sie soll die Umwelt für weitere 100 Jahre vor der Strahlung schützen. Ob und wie eine Entsorgung oder Endlagerung je möglich sein wird, weiß heute niemand. Die Aufräumarbeit wird auch den kommenden Generationen nicht ausgehen.⁹

Von den ukrainischen Liquidatoren lebt heute laut offiziellen Angaben noch etwa die Hälfte. Bei jenen, die in den ersten Monaten nach der Katastrophe eingesetzt wurden, sind es noch weniger. Gestorben sind sie in ihren besten Jahren zwischen 30 und 50. Die Überlebenden, auch die rund 120 000 Evakuierten, unter ihnen viele Kinder, leiden fast alle an chronischen Krankheiten, verursacht durch »Tschernobyl Aids«, einer strahlungsbedingten Immunschwäche. Viele sind seit Jahren arbeitsunfähig. Sie waren Helden wider Willen gewesen, die mit ihrem Einsatz noch viel Schlimmeres verhinderten. Wäre es nicht gelungen, die anhaltenden nuklearen Kettenreaktionen im zerstörten Reaktor zu stoppen, es wäre noch über Jahre zur Freisetzung von Radionukleiden gekommen, die der Wind in alle Welt verteilt hätte. So wurden Länder wie die Schweiz vom Fallout nur gestreift. Marchinko ist als »homo sovieticus«¹⁰ bis heute stolz auf seine Leistungen im AKW Tschernobyl, in dem auch jährlich 1,2 Tonnen Plutonium zum Bau von Atombomben produziert wurden. An der Wand hängen Fotos aus der Zeit: Ein kräftiger junger Mann posiert mit Kollegen vor der Großbaustelle des Kraftwerks und vor den Plattenbauten Prypjats. Aus der Schublade holt er eine Aufnahme, die damals streng verboten war: im Schutzanzug vor dem zerstörten Block IV. Marchinko sagt: »Damals gab es wenigstens noch einen starken Staat,